



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Wandlungen des Ich im Zeitenstrom : 2. Die erste religiöse Krisis

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

mit dem Blick das Ganze umfaßt, dem werden hie und da einzelne Kleinigkeiten entgehen, aber es werden nicht die sein, in denen sich die Bedeutung des Ganzen am lebendigsten ausgeprägt hat. Wäre es wirklich so schlimm, wenn unsre Mädchen etwas weniger Geschichtszahlen, etwas weniger Namen und Vokabeln und Regeln in ihre Köpfe zwängten, und wenn ihnen statt dessen das Herz dafür aufginge, welchen Wert auch ihr eignes armes, kleines Dasein für ihre Familie und ihr Volk, für die Menschheit und die Unendlichkeit haben kann und soll, wenn sie es recht verstehen und gebrauchen lernen? Wäre es so schlimm, wenn sie etwas weniger von den einzelnen Heldens- oder Greuelthaten dieses oder jenes alten Knaben lernten und statt dessen die große Lehre von Schuld und Vergeltung, von Wahn und Leidenschaft, von Aufopfern der Neigung an die Pflicht, von Treue und Hingebung und den ganzen unerschöpflichen Gedankeninhalt der Geschichte, wenn man sie fürs Leben zu verstehen sucht? Das giebt doch jeder zu (ich meine, die Männer vor allen): die Frau soll nicht lernen, um gelehrt zu werden, sondern um für das praktische Verstehen und Überwinden des Lebens ausgerüstet zu werden. Es ist ja ein himmelweiter Unterschied zwischen weiblichem und männlichem Lernen, ein Unterschied wie zwischen weiblicher und männlicher Natur, weiblichen und männlichen Lebensaufgaben; müßte es da nicht jedem von selbst einleuchten, daß auch der weibliche Unterricht sich von dem männlichen nicht nur dadurch unterscheiden soll, daß er andre Gebiete berührt, weniger Kenntnisse verlangt und nicht so gründlich ist, sondern seiner ganzen Anlage nach, indem er eine andre Methode anwendet und ein andres Ziel vor Augen hat? Wenn Seneca schon im Hinblick auf das männliche Lernen klagt: *Scholae, non vitae discimus* — ach, was müßten dann erst unsre armen Mädchen heutzutage klagen, wenn sie eine Ahnung davon hätten, wie wenig ihnen ihre schöne Schulbildung für die großen Aufgaben und die Versuchungen ihres Lebens nützen wird!

(Schluß folgt)



## Wandlungen des Ich im Zeitenströme

### 2. Die erste religiöse Krisis



er beste Kunde in der Buchbinderei meines Vaters war der katholische Pfarrer Klopsch, der vor einigen Jahren als Breslauer Domherr gestorben ist. Sein Vorgänger im Pfarramt war der spätere Fürstbischof Förster gewesen. Zwar war ich erst vier Jahre alt, als dieser von Landeshut fort als Domprediger nach Breslau kam, aber da ich ihn später persönlich kennen gelernt, auch in Grüssau

ein Porträt von ihm aus der Landeshuter Zeit gesehen habe, so ergibt mir das mit dem zusammen, was mir vielemale erzählt worden ist, ein anschauliches Bild seines Landeshuter Daseins und Wirkens. Förster war der Sohn eines Malers, selbst Maler und eine durch und durch klassische Persönlichkeit, nicht etwa durch die Lektüre der alten Klassiker, mit denen er sich niemals beschäftigt zu haben scheint, sondern von Natur. Sein regelmäßig schönes, von vollen Locken umrahmtes Gesicht, aus dem zwei vergißmeinnichtblaue Augen strahlten, war klassisch, die Anmut und Würde seiner Körperhaltung und seiner Bewegungen war klassisch, jeder Satz, den er mit seiner volltönenden wohlklingenden Stimme sprach, war klassisch klar und abgerundet. Leute, die kein Verständnis dafür hatten, daß die höchste Kunst bloß Nachahmung einer vollendeten Natur ist, bildeten sich ein, er studire seine Predigten vor dem Spiegel ein; ich glaube aber, daß er sich auch auf der Kanzel nur so gegeben hat, wie er war. Der einzige Mangel seiner äußern Persönlichkeit war, daß ihm ein paar Zoll zum Stattlichen fehlten; das machte sich besonders im höhern Alter unangenehm bemerkbar, als er korpulenter wurde, während sich sein sonstiges Aussehen nicht veränderte. Von Natur heiter und ein lebenswürdiger Gesellschafter, hatte er damals, in den dreißiger Jahren, nicht nötig, sich durch klerikale Fragen zu entstellen. Er hielt sich ein Reitpferd und ritt täglich spazieren. Das erwähnte von ihm selbst gemalte Porträt zeigt ihn im braunen oder blauen Frack und mit prächtiger Stirnlocke. Das ästhetische Interesse ließ er stärker hervortreten, als es sich für seine spätere hohe Kirchenwürde schickte. So soll er vor einem Bilde, das die Domherren für die Kathedrale stifteten, und mit dem sie ihn nach der Rückkehr von einer Reise angenehm zu überraschen gedachten, mit unverhohlenem Entsetzen ausgerufen haben: „Um Gottes willen, das sind ja polnische Pelzbauern!“ Es sollten, glaube ich, bethlehemitische Hirten sein. Als ich in Landeshut administrirte, und er einmal hinkam, bestand ich die ästhetische Prüfung sehr schlecht und hatte überhaupt viel Unglück. Er übernachtete bei einem Gastfreunde und hatte mir sagen lassen, er würde am andern Morgen um sieben Uhr zelebriren. Ich bat demnach den Konrektor (diesen Titel führte der Kantor), er möchte beim Erscheinen des Fürstbischofs an der Kirchenthür, wenn er das Zeichen von unten erhalte, recht zart und lieblich zu präladiren anfangen, dann die Töne nach und nach anschwellen lassen und zuletzt die volle Kraft unsrer schönen Orgel zu einem gewaltigen Brausen entfesseln. Selbstverständlich übte sich der gute Mann in der Geschwindigkeit ein großartiges Präludium ein. Der Bischof erschien, der Wink wurde gegeben, aber kein Laut rührte sich. Unter dem Druck einer unheimlichen Totenstille führten wir den Hochwürdigsten in Prozession zum Altar, wo er sich für die Messe ankleidete. Als ich mich dort einmal umwenden konnte, sah ich auf dem Orgelchore den Konrektor und seine Frau sich händringend über die Brüstung beugen mit verzweifelten

Geberden, als wollten sie sich herabstürzen. Alles, was sich sonst auf dem Chore herumzutreiben pflegte, war diesmal unten geblieben, um den hohen Gast zu sehen, darunter auch der Bälgetreter, der Weg aufs Chor aber führte durch lange Klosterkorridore. Nach dieser verunglückten Messfeier wurde zuerst der Kirchenvorstand und dann die Geistlichkeit zu einer kurzen Audienz vorgelassen. Die beiden Kirchenvorsteher kamen heraus wie geohrfeigte Schuljungen und flüsternten mir zu, es würde mir schön gehen. Und in der That bestand die ganze Audienz in nichts, als in einer Reihe von Rügen: Können die alten häßlichen Leuchter hinter dem Altare nicht so gestellt werden, daß man sie nicht sieht? Ist dieses baßgeigenförmige Ding Ihr bestes Messgewand? Wie können Sie eine solche Bretterwand vor der Sakristei stehen lassen! Das Bild neben der Sakristei hängt ja schief u. s. w. Der Gastfreund Seiner Ungnaden erlaubte sich einzuwenden, daß ich ja erst seit kurzem Administrator sei und unmbglich schon die ganze Kirche umgedreht haben könne. Die Ärgernisse seiner Stellung scheinen Förster im spätern Lebensalter überhaupt grämlich gemacht zu haben. Einer seiner Sekretäre war ein frommer Jesuitenjüngling, der den Teufel fleißig mit Skapulieren bekämpfte, aber dabei nicht immer erfolgreich war; riß ihn der Zorn hin, so fluchte er wie ein Landsknecht, und auch in die Fallen, die der Erbfeind des Menschengeschlechts den Heiligen durch schöne Weiber stellt, tappte er mitunter hinein. Der klagte sehr, daß er einen wunderlichen Herrn am Bischof habe. So wurde er z. B. gescholten, so oft ihn der Bischof im Vorzimmer nicht über den Akten fand, auch wenn es gar keine Akten gab; denn wo so viel Schreiber angestellt sind, da bleibt eben für die Oberschreiber wenig zu thun übrig. Als nun der Fürstbischof die Michaeliskirche in Breslau bauen ließ und der eine beinahe fertige Turm einstürzte, hatte der fromme Mann Mühe, seine Schadenfreude zu verbergen; wäre doch, sagte er zu Freunden bei einem Besuche, der andre auch eingestürzt! Als Pfarrer von Landeshut hatte Förster nicht gewußt, was üble Laune ist, und sich das Leben so angenehm gemacht, daß er später einigermaßen Gewissensbisse darüber empfand. Bei seiner ersten Visitation im Landeshuter Sprengel wagte ein sehr lustiger Pfarrer und Erzpriester, der als sein Kaplan manch heiteres Stündlein mit ihm verlebt hatte,\*) vor Zeugen zu sagen: „Es war doch eine schöne Zeit, als Fürstliche Gnaden noch bei uns waren!“ Förster erwiderte: „Ja; aber wir müssen uns doch

\*) Dieser lustige Pfarrer hatte später seinerseits einen auf andre Art lustigen Kaplan, der, wohl nicht in Denunziantengefinnung, sondern als Wigbold, das Pfarrexamen zu Aufklagen gegen jenen benutzte. Auf die Frage nach dem minister (Auspenden) des Taufsakraments lautet die Antwort: „Der zuständige Pfarrer, im Notfalle jeder Mensch“; der Kaplan aber sagte: „Der Kaplan; im Notfalle kann auch der Erzpriester taufen.“ Und auf die Frage, wo die Kirchentasse aufzubewahren sei (in der Sakristei), antwortete er: „Unter des Erzpriesters Bette.“

gestehen, daß wir damals nicht im rechten Geiste gewirkt haben.“ Damit wollte er ohne Zweifel nicht bloß die alte Gemütlichkeit, sondern auch die frühere kirchliche Richtung tadeln. In den dreißiger Jahren verstanden sich, zumal für weltfreundige Geistliche, der Rationalismus und die konfessionelle Gleichgiltigkeit (Duldung ist nicht das richtige Wort) von selbst, für die Gemeinden, die städtischen wenigstens, natürlich ebenfalls. Gemischte Ehepaare gingen, wenn sie überhaupt die Kirche besuchten, mit einander „einmal raus und einmal rein“ (die katholische Kirche lag in der Stadt, die evangelische vor der Stadt). Das einzige, was zu einem Kirchgang bestimmen konnte, war die Erwartung einer guten Predigt; die katholische Kirche war, so oft Förster predigte, überfüllt; für die evangelischen Honoratioren wurden Stühle vor und in das Presbyterium gesetzt. Selbstverständlich enthielten Försters Predigten keinerlei Verlockung zum Katholizismus; haben ihm doch später katholische Gegner nachgesagt, er hätte sie aus protestantischen Werken gestohlen. Meine Mutter hat niemals zugegeben, daß seine Predigten unkatholisch gewesen seien. Auch an der Beseitigung kirchlicher Gebräuche, wie des heiligen Grabes, nahm sie keinen Anstoß; Försters Grundsatz, sagte sie, sei gewesen, nicht zu viel Außerlichkeiten zu dulden, damit nicht die Leute „über dem Heiligen das Heiligste vergäßen,“ und damit habe er doch Recht gehabt. Mit den evangelischen Amtsbrüdern hielt er gute Freundschaft; etwaigen Neid wegen seiner Predigterfolge und seiner Stellung in der Gesellschaft konnten sie anstandslos nicht äußern; das Volk setzte ihn als selbstverständlich voraus und nannte den Abschiedskuß, den ihm der Pastor Primarius Falk (der Vater des Kultusministers) öffentlich gab, einen Judaskuß. Etwa acht Jahre darauf sind der Domprediger Förster und der Generalsuperintendent Falk einander als offene Gegner, nicht ohne persönliche Schärfe, gegenübergetreten.

Klopsch, ein Bauernsohn und einige Jahre jünger als Förster, ist niemals Rationalist gewesen. Die französische Form der Frömmigkeit freilich, die nach 1848 Mode geworden ist, mit Rosenkranz- und Herz-Jesu-Andachten, hat wahrscheinlich auch ihm nicht gefallen, denn er war ein Kernmann: äußerlich ein wenig rauh, von polterndem Wesen und sich überkollender Sprache\*), ein tüchtiger Pfarrer, der gute Ordnung hielt, ein treuer Berater und Helfer seiner Kirchkinder in allen Nöten, bei jeder gemeinnützigen Unternehmung auf dem Platze und von einer solchen Lauterkeit und Zuverlässigkeit

\*) Er versprach sich oft, z. B. „der Dohs kennt seinen Esel“ (der Dohs kennt seinen Herrn, und der Esel die Krippe seines Herrn). Außerdem hing ihm die Slogauer Mundart an; die Leute sprechen dort Slangau und Auder (Oder). Folgendes Geschichtchen verspottet diese Mundart. Eine Frau begegnet ihrer Freundin, die zwei Päckchen über die Schulter trägt. „Was hast denn dau?“ (da). „Mau“ (Wohn). „Und dau?“ „Au Mau.“ „Au Mau? Au dau, dau!“

des Charakters, daß ihm auch seine erbittertsten Feinde nie die Hochachtung versagt haben. Schönredner war er seiner Naturanlage nach nicht, auch viel zu ehrlich, um Wirkungen, die sich nicht von selbst ergaben, durch berechnete Künste zu erstreben, daher kein beliebter Prediger. Aber — und das ist etwas Großes — er hatte mit seinem Freunde Förster ausgemacht, daß dieser ihm stets tüchtige Kanzelredner als Kapläne schicke, und über deren Erfolge freute er sich neidlos.

Klopsch also ließ sehr viel Bücher binden, und soviel davon in deutscher Sprache abgefaßt und nicht gar zu gelehrt waren, die mußte ich meiner Mutter vorlesen, ehe sie abgeliefert wurden. (So viel Geduld wie Klopsch hätte ich heute nicht mit meinem Buchbinder.) Einmal wurde der Vater unwillig. Ich las aus einer Heiligenlegende vor, wie etlichen Märtyrern spitzes Rohr unter die Fingernägel getrieben und geschmolzenes Blei in den Mund gegossen worden sei, wie man sie endlich geschunden und in Öl gesotten habe. Nein, sagte er, so hört doch einmal auf mit diesem gräßlichen Zeuge; an solcher Menschenschinderei kann doch unser Herrgott unmöglich Wohlgefallen haben! Es war auch viel konfessionelle Polemik darunter, machten doch gerade damals die Nachwehen des kölnischen Streites und der Deutschkatholizismus der Gemüthlichkeit der Aufklärungsperiode bei uns ein Ende, während die englische Traktarianerbewegung den Katholiken die Aussicht auf die „Bekehrung“ Englands zu eröffnen schien. (Diese Bewegung war in meinem Geburtsjahre, 1833, ausgebrochen und 1846 schon so weit gediehen, daß am Schlusse dieses Jahres 150 anglikanische Geistliche und angesehene Laien übertreten waren.) Solche Lektüre mußte mich zusammen mit den mündlichen Belehrungen meiner Mutter zum überzeugten Katholiken machen. Kinder sind strenge Logiker, selbstverständlich; läuft doch das Denken so notwendig nach den Denkgesetzen, wie die Wanduhr nach den Fallgesetzen ab. Je älter der Mensch wird, desto mehr nimmt sein Denken und Handeln den Schein des Unlogischen an, weil dann beides unter dem Einfluß von Leidenschaften und Interessen steht, die einander oft widerstreiten, und weil sich Erfahrungen häufen, die zu verarbeiten sind, zwischen denen aber einen logischen Zusammenhang stiften zu wollen meistens eine vergebliche Mühe ist. So spricht denn das logisch tadellose Lehrgebäude des römischen Katholizismus den jungen Geist an, sobald er es kennen lernt; einmal eingeführt, fühlt er sich so behaglich und sicher darin, wie nach der Überwindung der ersten Schwierigkeiten in der Mathematik. Von den geschichtlichen Thatsachen und Lebenserfahrungen, die den logisch unanfechtbaren Schlüssen widersprechen, weiß er noch nichts.

Im Kopfe also entsprang diese katholische Überzeugung, im Gemüte hatte sie keine Wurzeln. Fromm im Sinne der Mystiker bin ich niemals gewesen. Ich glaube nicht, daß meine Kindergebete jemals etwas andres gewesen sind als gewohnheitsmäßiges Lippenwerk. Von tiefen Gemütsbewegungen ist mir

aus jener Zeit nur eine einzige erinnerlich, und die hatte mit der Religion nicht das mindeste zu thun. Ein Stelzfuß im Soldatenfrack, wie sie damals von Anno 1813 bis 1815 her noch herumzogen, spielte die Drehorgel vor unserm Hause, und sein Weib sang mit einem kräftigen Kontraalt: „Denkst du daran, mein tapftrer Jagienka.“ Das, nicht etwa das Schicksal des alten Feldherrn, sondern die Melodie des Liebes und die Stimme des Weibes ergriff mich so, daß ich mich in meine Kammer zurückziehn und weinen mußte — ich mag damals im zwölften Jahre gestanden haben. Es sind meine letzten Thränen gewesen; seitdem habe ich nicht mehr geweint. Nur die Musik hat mir in späterer Zeit hie und da noch zwei oder drei Thränlein ausgepreßt. Bald nach jener ersten Offenbarung erschlossen sich mir ihre Geheimnisse noch vollkommner. Wir Schüler hatten in zwei Konzerten die Chöre zu singen, und die Stimme der einen Solosängerin, Fräulein Milde, ging mir durch Mark und Bein; heute noch klingt mir das „Meine Seele dürstet nach Gott“ (Mendelssohns 42. Psalm) und „Graf Lysiart, edler Ritter, seid willkommen“ (Curyanthe) im Ohr; die eigentliche Offenbarung lag in den Tönen zu den zwei Worten: meine Seele, denn da fühlte ich meine Seele von einer andern durchströmt. Das mag man ja auch religiös nennen; aber ein Verhältnis zum persönlichen Gott stiftet es nicht,\*) und mit dem Katechismus hat es gar nichts zu schaffen, im vorliegenden Falle nicht einmal mit dem Gottesdienste. Denn die Musik in der katholischen Kirche war erbärmlich und zog mich nicht im geringsten an. Überhaupt zog mich nichts in die katholische Kirche; ich begleitete meine Mutter hinein, weil sie es wünschte. Einmal bereute ich es sehr, nicht in die evangelische gegangen zu sein, an der Trauerfeier für Friedrich Wilhelm III. Eine der evangelischen Tanten beschrieb mir nämlich den prachtvollen Katafalk mit unzähligen Lichtern, der da aufgestellt gewesen sei, während beim Requiem in der katholischen Kirche gar nichts zu sehen gewesen war. Auch die Christnacht gefiel mir in der evangelischen Kirche sehr gut. Diese Kirche, eine der sechs Gnadenkirchen, deren Erbauung Kaiser Joseph I. im Jahre 1709 bewilligt hatte, ist wie die Hirschberger Gnadenkirche in Kreuzesform gebaut. An den Wänden hin, ihren vier Ausbuchtungen folgend, laufen Doppelchöre, und die Stände dieser Chöre sitzen wie im Theaterparterre auf einer nach hinten aufsteigenden Diele. In der Christnacht nun sind diese Chöre voll besetzt, und jeder Besucher hat mindestens einen Wachsstock vor sich, viele aber bringen auch allerlei Gestelle mit aufgesteckten Lichtern mit, sodaß die vier sich in der Mitte begegnenden Ecken acht Lichterberge zeigen. Ein aus vierzeiligen Strophen bestehendes Weihnachts-

\*) Die Theologen allerdings benutzen die in solchen Augenblicken erwachende Ahnung eines unendlichen Glücks und die Sehnsucht darnach, indem sie sie als Sehnsucht nach dem persönlichen Gott deuten.

lied wird nun so gesungen, daß jede der vier Ecken einen Vers singt, worauf dann alle vier Doppelschöre zusammen einen Choral anstimmen. Dieses majestätische Herüber- und Hinübertönen der Lichterberge über das dunkle Schiff der Kirche hinweg ist mir später oft bei den Psalmenworten eingefallen: Abyssus abyssum invocat, ein Abgrund ruft's dem andern zu. Im übrigen zog es mich auch nicht in die evangelische Kirche. Noch als „Primaner“ und dreizehn Jahre alt habe ich wegen Kirchenschwänzens eine Ohrfeige von der Mutter bekommen. Sie hatte mich an einem schönen Sommernachmittage in die evangelische Kirche zur sogenannten Kinderlehre geschickt — ungeheißer ging keiner —, und ich hatte mich von bösen Buben verlocken lassen, mit baden zu gehen. Das war meine letzte Ohrfeige.

In der Schule war von irgend welchen religiösen Eindrücken keine Rede. Der evangelische Religionsunterricht der Unter- und Mittelklassen bestand im Lesen und Auffagen von biblischen Geschichten, im Auswendiglernen von Bibelsprüchen und Katechismusantworten, im Einüben von Kirchenliedern. Alles dieses hat in mir nicht den geringsten Eindruck hinterlassen, auch das Neue Testament nicht. Im Alten mit seinen interessanten Geschichten las man ja ungeheißer, aber im Neuen machte bloß ein einziger Abschnitt Eindruck auf mich: der von Johannes dem Täufer; die Erzählungen im ersten und dritten Kapitel des dritten und im ersten Kapitel des vierten Evangeliums erzeugten mit ihrer Anschaulichkeit ein lebendiges, beinahe greifbares Bild in meinem Innern. In Sekunda und Prima hatten zwei von den drei Pastoren, der Diakonus und der Senior, den Religionsunterricht. Der Diakonus that nur zwei Dinge, die zur Sache gehörten: er ließ Bibelsprüche hersagen — wer sie nicht lernte, dem geschah weiter nichts — und gab uns auf, an jedem Sonntage den Hauptinhalt der Predigt niederzuschreiben. Das nötigte mich nun, jeden Sonntag die evangelische Kirche zu besuchen, denn meine Mutter hätte nicht geduldet, daß ich eine aufgegebene Schularbeit nicht gemacht hätte, und abzuschreiben, dazu war ich doch zu stolz. Die andern machten sich meistens bequem und schrieben mit Variationen ab, besonders von mir. Einmal, bei einem furchtbaren Sturme, war ich fast der einzige Zuhörer des alten Pastor Primarius; da ich aber vor dem Geklapper der unzähligen Fensterscheiben kein Wort verstand, ging ich endlich auch fort. Das Abschreiben war ungefährlich, denn der Diakonus las nur selten eine unsrer Predigten durch; für gewöhnlich begnügte er sich damit, die Hefte flüchtig anzusehen. Anfänglich waren die Burschen so frech, daß nur so viel Hefte angelegt wurden, als Schüler auf der vordern Bank saßen; jeder, bei dem er gewesen war, reichte sein Heft einem Hintermanne, sodaß der Geistliche jedes Heft mehreremale vorgelegt bekam. Das merkte er natürlich bald und setzte seitdem sein vidi unter jeden Aufsatz; die übrige Zeit sprach er im Plauderton über alles mögliche, und beschäftigte er sich einmal mit religiösen Gegenständen, so geschah es in der

ungeeignetsten Weise. Namentlich machte er viel in Polemik gegen die Katholiken und gegen die Orthodoxy. Drei seiner Äußerungen sind mir im Gedächtnis geblieben. „Die Katholiken sind Esel, bleiben Esel und müssen als Esel behandelt werden.“ Das empfand ich natürlich als persönliche Beleidigung. Ich war so gut wie Katholik, und da ich in jeder Klasse der beste Schüler gewesen war, konnte ich mich nicht für dumm halten; auch meine Mutter, meine Tanten, die katholischen Geistlichen, die ich kannte, die katholischen Bücher machten nicht den Eindruck der Dummheit auf mich. „Die Jesuiten umklammern die Menschheit gleich einem geheimnisvollen Kleide oder Panzer, aus dem sie nicht herauskann.“ Wahrscheinlich meinte er eine Art Messusgewand. Das kam mir schon damals so lächerlich vor, wie heute noch; ich habe niemals an allgemein wirkende Einflüsse geglaubt, von denen kein einzelner etwas spürt. „Wenn du einer Obstfrau drei Pfennige gibst, dafür drei Äpfel forderst, und sie giebt dir einen Apfel und spricht: das sind drei, wirst du so dumm sein, ihr zu glauben?“ Obwohl ich in der Mathematik sehr tüchtig war, imponirte mir doch diese arithmetische Wiederlegung des Trinitätsdogmas nicht im mindesten, sondern ekelte mich nur an.

Zu Ostern 1846 kam ich, dreizehn Jahre alt, in die Prima unserer Bürgerschule. Da wir in der Stunde, die für Religionsunterricht angelegt war, mehreremal vergebens auf den Pastor Senior warteten, ging eines Tags eine Deputation hin, um Auskunft zu holen. Der Senior, ein sehr großer, sehr schöner, sehr stolzer Mann, sagte kalt und gleichgiltig: „Ich habe dieses Jahr die Konfirmanden und keine Zeit für euch; wenn ihr wollt, könnt ihr ja in den Religionsunterricht der Sekunda gehen.“ Damit waren wir entlassen und besuchten von da ab gastweise die Sekunda; so oft wir Lust hatten, das Geplauder des Diakonus anzuhören. Zum Predigtchreiben waren wir als Gäste nicht verpflichtet, und so besuchte ich nun wieder regelmäßig die katholische Kirche. Auch eröffnete ich meinem Vater, daß ich katholischer Geistlicher werden wolle, und bat ihn, mich zu Michaelis auf das Gymnasium zu Glatz zu bringen, wo das Jahr zuvor einer meiner Schulkameraden hingekommen war. Der Vater willigte, seiner Gewohnheit nach, ohne weiteres ein und nahm mit dem Pfarrer Rücksprache. Dieser war sehr erfreut, versprach seine Empfehlung, damit ich dort Unterstützung bekäme, und machte den Vorschlag, ich möchte an dem lateinischen Unterricht teilnehmen, den er eben einem Sohne seines Freundes, des Kreisphysikus Strauch, zur Vorbereitung auf das Breslauer Gymnasium erteilte. Das nahm ich gern an, denn wir lasen zwar in der Prima bereits *Daedalus interea Creten longumque perosus exilium* und lernten es sogar auswendig, aber von den unregelmäßigen Verben und der Satzbildung hatten wir nur verschwommene Vorstellungen. Und so ging denn zwar das Übersetzen des *Cornelius Nepos* — in der Schule lasen wir *Caesar* — bei Klopsch ganz leidlich von statten, aber wenn er ein *Spezimen* schreiben

ließ, dann fuhr er sich jedesmal beim Durchsehen mit oft wiederholtem: ei ei ei! in die Haare und paffte dicke Wolken um sich herum. Er trank nämlich in der lateinischen Stunde seinen Nachmittagskaffee und rauchte dazu einen Anaster, der köstlich roch.

Diese Besuche auf dem Pfarrhose wurden aber doch von meinen Mitschülern bemerkt — wahrscheinlich habe ich ihnen gegenüber auch aus meiner Absicht kein Hehl gemacht —, und endlich führte der Geschichtsunterricht zu einem Krach. Der Lehrer für Deutsch, Geschichte und Geographie, Konrektor Höger, war unser beliebtester Lehrer. Er machte Ausflüge mit uns, erzählte wunderhübsch und las uns mit seiner schönen Tenorstimme im melodischen sächsischen Tonfall — er war Sachse — aus Don Carlos vor, daß es uns ergrieff. Er war stets freundlich, und an heißen Sommernachmittagen strapazirte er uns nicht übermäßig, sondern gab uns entweder frei oder unterbrach den Unterricht ab und zu mit einem Nickerchen, worin wir ihn nicht störten. Es that mir also leid, daß es gerade bei ihm geschah. Wir hatten das Mittelalter vor, und da war natürlich von Päpsten und Mönchen die Rede. Ob er bloß gesagt hat, was wahr ist, oder noch einiges darüber, weiß ich nicht mehr — kurzum, ich fühlte mich gekränkt. Wer einen vorgefaßten Glauben hat, sei es ein kirchlicher, oder ein philosophischer, oder ein politischer, der kann die Wahrheit nicht mehr ertragen; er hält alle Angaben von Thatsachen, die seinem Glauben widersprechen, für Lüge und Verleumdung, überall und immer überwindet das Dogma die Geschichte. Ich blieb also aus dem Geschichtsunterricht weg. Die Mitschüler berichteten dem Lehrer den Grund, und dieser sagte achselzuckend: Ich kann doch dem zu Gefallen die Geschichte nicht ändern. Mir selbst sagte er nichts. Meinen Mitschülern wurde die Sache jetzt doch zu bunt. Mit Katholiken von Geburt, die unsre evangelische Schule besuchten, hatten sie sich immer ganz gut vertragen, diese wurden sogar als Gäste geehrt und mit einer gewissen Auszeichnung behandelt. Von einem positiven Interesse an der eignen Konfession war auf keiner Seite die Rede, daher kam es auch zu keinen Erörterungen über Glaubenssachen. Vielmehr fanden es die katholischen Jungen sehr hübsch, daß sie in der evangelischen Schule Bibeln in die Hände bekamen, und lasen mit den evangelischen zusammen fleißig das Hohe Lied. Im Jahre 1845, wo Konge nach Landeshut kam, entzündete sich ja natürlich auch hier der Eifer gegen die in der katholischen Welt wiedererwachten ultramontanen Regungen. Die Bewegung wurde vorzugsweise von evangelischen Damen getragen, die ganz veressen waren auf den nun heiratsfähigen Konge und seine Amtsbrüder. Einem von ihnen hing eine reiche Kaufmannsfrau, da sie ihn nicht selbst heiraten konnte, wenigstens ihre Tochter auf. Konge wurde wie ein Messias empfangen; ich glaube nicht, daß der Subel von 1871 in irgend einem Orte von derselben Einwohnerzahl etwas ähnliches von Begeisterung hervorgebracht hat. Meine Mutter lachte über

den Rummel und schickte mich in Konges Predigt, die, wie überall, das Thema behandelte: Kom muß und wird fallen. Unter diesen Umständen war es daher kein Wunder, daß mir meine Mitschüler einmal, als es bei Gelegenheit des Geschichtsunterrichts zur gegenseitigen Aussprache kam, eine Szene machten. Sie veranstalteten eine förmliche Verspottung, indem sie mich als Papst anbeteten. Zwei mußten mich oben auf einem Treppenabsatz festhalten, und die andern rutschten auf den Knien die Treppe herauf und thaten, als ob sie mir den Fuß küßten.

Da ließ mich der Rektor kommen, um mich wegen der Dinge, die er über mich vernommen hatte, zur Rede zu stellen. Bei diesem Verhör war es, als ob mir jene Feigheit aus Leibesschwäche, die mich vom Sprunge über Gräben und Hecken zurückhielt, auch die Seele und die Kehle gefesselt hätte; die Kehle war zusammengeschnürt, ich brachte nichts heraus als einige schwache ja und nein und hörte die Vorhaltungen des gar nicht furchtbaren Mannes, mit dem ich sonst auf dem besten Fuße stand, mit brennenden Wangen und in tödtlicher Verlegenheit an. Ein zweitesmal aber ging es besser; ich überwand die Beklemmung und disputirte wohl eine Stunde lang mit dem Rektor. Ich erinnere mich noch, daß ich die englischen Konvertiten und den Schriftbeweis für die katholische Abendmahlslehre gegen ihn ins Gefecht geführt habe. Er schüttelte oft den Kopf und sagte endlich: „Es steht schlimm mit dir; aber einen Rat will ich dir geben; setze die Gründe des Schrittes, den du vorhast, schriftlich auf, das wird dir zu größerer Klarheit verhelfen.“ Das that ich denn auch und gedachte den Aufsatz, der daraus wurde, zunächst beim Pastor Senior zu verwenden. Diesem sollte ich den endgiltigen Entschluß zum Uebtritt melden, und da ich mich einigermaßen vor ihm fürchtete, so wollte ich die Meldung mit einem kurzen Satze abmachen, das Manuskript mit der Bemerkung, darin werde er das weitere finden, auf seinen Tisch legen und verschwinden. Ich steckte also das Heft in die Rocktasche und begab mich hinaus auf den Kirchhof. Dort begegnete ich ihm unglücklicherweise, er war eben im Ausgehen begriffen. Ich redete ihn an, und nun gings los. Ach, dachte ich, hättest du doch das Geschriebne in der Hand und könntest es ihm überreichen, da stehen alle Antworten auf das, was der Mann sagt, so schön in Reih und Glied beisammen! Aber erst in die Rocktasche fahren und dadurch gewissermaßen bekennen, daß ich nicht imstande sei, mündlich zu antworten, das erschien mir schimpflich. So wagte ich es denn und biß mich tapfer mit ihm herum, das Dackel mit der Dogge, denn meine kurzsichtigen Augen trugen kaum hinauf bis zu dem dräuenden Gesicht auf der turmhohen schwarzen Säule. Zuletzt schnitt er die Debatte mit den zornigen Worten ab: „Was deine Mutter an dir gethan hat, das wird ihr beim Sterben auf der Seele brennen; du aber bist noch nicht vierzehn Jahre, dich werden wir zwingen.“ Zwingen? sagte ich mir, nun gerade nicht! und erklärte, als ich nach Hause kam, meinem

Vater, daß ich von Stund ab nicht mehr in die Schule ginge, was der Vater, folgsam wie immer, ganz natürlich fand. Ich machte also Ferien bis zum Abgange nach Glatz. Es war vor Achtundvierzig, noch hatte uns keine Revolution die moderne Freiheit gebracht, und wir lebten noch ganz in mittelalterlicher Barbarei. Es gab weder Schulinspektoren, noch Schulräte, noch Listen-schreiberei, noch Zeugnisse, oder wenn es dergleichen gegeben haben sollte, so haben wir an der Landeshuter Bürgerschule nichts davon gemerkt; ich wenigstens setzte meinen Kopf durch und blieb ungeschoren.

Später hat mir die Mutter mitgeteilt, der Vater habe damals zu ihr gesagt: „Der Junge will sich für uns opfern, das können wir nicht annehmen.“ Da hatte mich nun der gute Vater arg überschätzt. Erstens hat ja doch ein Junge von dem keinen Begriff, was das Leben des katholischen Geistlichen unter Umständen zu einem Opfer macht. Ich glaube sogar, daß mich das gerade Gegenteil von Opfer, die Vorstellung eines Herrenlebens, wie es nach meiner kindischen Erfahrung die katholische Geistlichkeit zu führen schien, gelockt hat; genau weiß ich nicht mehr, was ich damals gefühlt und gedacht habe. Zweitens dachte ich gar nicht an den Kummer meiner Eltern; denn es giebt kein Mitgefühl für Leiden, die man nicht an sich selber erfahren hat. Ich selbst hatte bis dahin noch nichts zu entbehren gehabt, hatte daher auch keine Vorstellung von den Entbehrungen, die meinen Eltern bevorstanden, und die sie sich vielleicht damals schon auflegten. Von Nahrungssorgen aber hatte ich erst recht keine Ahnung, da ich selbst für nichts zu sorgen hatte und alles bekam, was ich brauchte. Der erste Begriff davon stellte sich das Jahr darauf ein, als der Vater eine Geldsumme, die ich brauchte, nicht schicken konnte. Erst von da an habe ich die Sache kennen gelernt, und zwar je länger, desto gründlicher.



## Die unpersönliche Dichtkunst

### 2



an hat also bei der Beurteilung eines Dramas — wie bei jedem Kunstwerk überhaupt — nach zweierlei Arten von Wahrheit zu forschen: nach der Lebenstreue des Gegenstandes, den es darstellt, und nach der Einheitlichkeit der Empfindung, die es erregt. Wenn die Venus von Melos eine Nase hätte so lang wie Ferdinand der Unbestätigte von Bulgarien, so würde man ihr darum noch nicht Lebenswahrheit absprechen können, denn es giebt solche Nasen; schwerlich